

Familienblätter.

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 24.

Posen, den 13. Juni.

1880.

Der Sonnenbube.

Erzählung von M. Georgie.

(Schluß.)

V.

Strahlend ging ein frischer Sommermorgen über die Erde und küßte mit den leichtesten Sonnenstrahlen die hellen Thautropfen von Blumen und Gräsern. Ein erquickender Hauch wehte durch Wald und Flur, die Vögel jubelten in den blauen Himmel hinein, als feiere die ganze Welt ein Freudenfest.

Waldemar saß wieder in der Geisblattlaube vor des Forstmeisters's Hause, in welcher er als Knabe den nagendsten Hunger gestillt. Vor ihm der Tisch war mit alten Briefen und Dokumenten bedeckt, das Medaillon, das er sein Lebenlang auf der Brust getragen hatte, lag vor ihm.

Mit tiefem Ernst in den schönen, offenen Bügen schaute er darüber hinaus in die lachende Waldgegend. Schweifte sein Blick von einer traurigen Vergangenheit in eine desto rosigere Zukunft? —

Als Waldemar nach seiner eintägigen Eisenbahnfahrt zum Forstmeister kam, fand er diesen in Folge des Schusses doch in einem so heftigen Wundfieber, daß einige Tage hindurch sogar sein Leben in Gefahr schwebte. Des alten Herrn kräftige Natur überwand jedoch Alles, und als die Gefahr vorüber, drang er in seinen Pflegesohn, zur Stadt zu fahren und nähere Erkundigungen über den Wilddieb einzuziehen, der mittlerweile den Gerichten übergeben war. Dort erfuhr er denn, des Wilddieb's Verwundung, sowie dessen vorangegangenes wildbewegtes Leben hätten seine Kräfte erschöpft; dem Tode nahe, habe er nach einem Pfarrer verlangt, um seine Vergangenheit zu beichten, und letzterer befände sich zur Zeit bei ihm in seiner Zelle. Dem würdigen Manne gelang es, unter Hinweisung auf die göttliche Vergebung die umfassendsten Geständnisse zu erhalten, und bald darauf entzog der Tod den bußfertigen Sünder dem Arme der irdischen Gerechtigkeit. Der Pfarrer hatte das Geständniß niedergeschrieben und dies Schriftstück an Waldemar gegeben, welcher mit tiefer Bewegung den Inhalt desselben las. In der Aufzeichnung war auf einen Ort verwiesen, an welchem gewisse Dokumente sich befänden.

Mit dem wiederhergestellten Forstmeister war er hinausgefahren, hatte seine Papiere gefunden, jetzt nach seiner Rückkehr in das Forsthaus sie gelesen und durch ein dabei gefundenes Tagebuch seines Vaters seine Eltern kennen gelernt.

Sein Vater war der letzte Sprößling eines alten kurländischen Geschlechts und der Erbe großer Güter, der schon in frühesten Jugend seine Eltern verloren hatte. Dies Geschick, verbunden mit einer großen Schüchternheit des Charakters und Kränklichkeit des Körpers, hatte ihn trübe, verschlossen gemacht, ihn keine Freude des Lebens echt und recht empfinden lassen. Da ein Herzleiden bei ihm sich zu entwickeln und das rauhe Klima ihm nicht zuzufagen schien, schickten ihn die Aerzte nach dem Süden. In Genuß lernte er eine junge Deutsche kennen, die dort als Erzieherin in einer englischen Familie lebte, und den Winter über dieselbe Pension mit ihm bewohnte. Gleiches Geschick — auch sie war eine Waise von Kindheit an — erweckte sein Interesse; seine Schüchternheit überwindend — näherte er sich ihr und wurde in ihrem Umgange zum ersten Male froh und heiter. Als glückliche Gattin führte er bald das treffliche Weib heim auf das Gut seiner Väter.

Als ein anderer Mensch kehrte er zurück: Beglückt durch den Besitz seines Weibes, durch die Geburt seines Sohnes ward er für seine Untergebenen der allverehrteste Gebieter. Freude und Behagen um sich zu verbreiten, Thränen zu trocknen, Noth zu lindern, schien der Treffliche zu seiner Lebensaufgabe gemacht zu haben. Frisch und thätig ging er an das Werk, wo er sonst müßig geträumt hatte; und wenn ihn auch das unruhige Klopfen seines

franken Herzens mahnte, daß es mit seiner Gesundheit traurig bestellt sei, so blickte er doch heiter in's Leben und genoß die Gegenwart.

Einige Jahre dauerte sein Glück, da, als Waldemar zwei Jahre alt war, starb seine Frau, nachdem sie einer Tochter das Leben geben, welche ihr jedoch nach wenigen Tagen in das Grab nachfolgte. Mit ihr verlor er sein moralisches Gleichgewicht; düsterer Trübfinn umnachtete sein Gemüth, er verließ seine Heimath, nur von seinem Knaben und einem Diener begleitet, um die Orte noch einmal zu besuchen, wo er seine Frau zuerst gesehen, wo er mit ihr die seligsten Stunden durchlebt hatte. In zärtlichster, fast abgöttischer Liebe ließ er den Knaben nicht aus den Augen. Unstet zog er durch Deutschland, bald hier, bald da weilend. Um unbehindert durch die Last des Besitzes in äußerster Bequemlichkeit reisen zu können, führte er fast nichts an irdischem Gut mit sich. Bald im einfachen Landwagen, bald zu Fuß durchwandert er die Welt. Der Diener muß häufig den Knaben tragen, so geht es weiter, unstet, rastlos, wie ihn seine krankhafte Laune treibt.

Auf dem Sonnenberge trifft ihn sein Geschick: ein Herzschlag macht seinem Leben plötzlich ein Ende. Der Diener, in Angst, daß man ihn für den Mörder halten könnte, verbrennt von den Geldsummen, die der Verstorbene bei sich führt, legt den schlafenden Knaben leise neben den Todten, öffnet die Reisetasche und durchfliegt schnell die Papiere, hört aber schon die Stimmen sich nähernder Holzschläger und flieht davon, den Raub und sich in Sicherheit zu bringen. So bleibt der Knabe hilflos verlassen zurück.

In jener Zeit, wo es keine Telegraphen, keine Eisenbahnen gab, konnte der Verbrecher um so leichter entkommen, als von dem einsam umherstreifenden Reisenden kaum Notiz genommen wurde. Ob und welche Nachforschungen von Kurland aus angestellt worden waren, das wußte niemand. Den Raub verpraßt der Glende, verfinstert immer tiefer in den Abgrund niedriger Leidenschaften und verkommt rettungslos als Bagabunde, bis ihn sein Geschick nach langen Jahren in jene Gegend führt, wo der Forstmeister lebt; hier fristet er sein Leben als Wilddieb und wird endlich von seiner Strafe ereilt.

Mit tiefer Rührung hatte Waldemar das Tagebuch seines Vaters gelesen, das Zeugniß gab von seinem Leben und Lieben und das durch das Geständniß des Wilddiebes ergänzt worden war. Vor seinem innern Auge stiegen die Bilder seiner Eltern auf, deren er sich nicht erinnern konnte, und ein traumhaftes Denken kam über ihn.

Wer besaß denn jetzt das reiche Familienerbe. Vielleicht arme Verwandte. Sollte er nachforschen, an dem Vergangenen, Vergessenen rühren? Er hatte ja, was er zum Leben braucht, mehr als das, er war reich! Wozu sollte er seine Ansprüche geltend machen? Warum eine friedliche Familie aus ihrem Besitze vertreiben, die ahnungslos dahin lebte, ohne der Möglichkeit Raum zu geben, daß es ihr freitig gemacht werden könnte? Während der Sturm dieser Gedanken durch seine Seele tobte, blickte er hinaus in den Sonnenschein, und es war ihm, als sagten die spielenden Sonnenstrahlen: „Recht, mein Liebling, das ist brav.“

Söder hob sich seine Brust im Gefühl des eigenen Werthes, und sein Auge blickte stolz über die Landschaft. Da legte sich eine Hand auf seine Schulter, und als er sich umfah, stand sein alter Freund und Wohlthäter neben ihm und schaute ihn fragend an. Waldemar gab ihm das Geständniß des Wilddiebes, und während jener las, vertiefte er sich in die sanften Züge seiner Mutter, die ihn anzulächeln schienen und zuletzt sich in Anna's Antlitz verwandelten.

Nach manchen „Gms“ und „der Teufel“, in denen sich der Forstmeister beim Lesen halblaut Lust machte, auch wohl einmal zornig den Schnurrbart drehte oder mit der Hand über die Augen fuhr, faltete er die Bogen zusammen.

„Was gedenkst du nun zu thun?“

„Alles ruhen zu lassen, wie es ruht“, entgegnete dieser. „Gott hat meinen Verlust, den ich unbewußt erlitten, durch einen ebenso treuen Vater und Wohlthäter ersetzt.“

„Dummes Zeug“, brummte der Alte dazwischen, „davon lohn's nicht zu reden.“

„Dem ich alles verdanke, was aus mir geworden ist“, fuhr Waldemar bewegt fort.

„Na, allzuviel Gutes nicht“, polterte der Forstmeister heraus, „ein Obenhinaus, der ohne alle Ueberlegung in die weite Welt hinausführt, weil sich ein Augenpaar einmal noch mit Jemand Anderem, als mit ihm allein beschäftigte. Es half dir aber doch nichts, mein Bursche, die Augen haben dich wieder eingefangen, und nach deiner Beichte und Freund Heinrich's Briefen zu urtheilen, halten sie dich fester als sonst am Bügel.“

Waldemar reichete ihm lächelnd die Hand und begann wieder: „Gott hat zudem meine Arbeit gesegnet, ich habe reichlich zu leben und werde noch mehr erwerben. Was nützen mir also jene Güter, die ich nur erlangen könnte, indem ich vielleicht über eine glückliche Familie Armuth und Glend bringe — das bringt keinen Segen, also“ — hier legte er die Papiere und das Medaillon auf die Seite, „mag das hier ruhen, wie ein Traum, still, wie die Todten ruhen!“

„Aber den Namen“, rief der Alte aufbrausend, „den Namen solltest du doch wenigstens annehmen. Wenn du einmal Kinder hast“ —

„Dann werde ich ihnen einen Namen von so gutem Klange hinterlassen“, unterbrach ihn Waldemar stolz, „daß sie nach keinem andern Verlangen tragen sollen. Und ist „Sonnenberg“ nicht ein schöner Name?“

Der alte Herr war halb besiegt; den Namen hatte er ihm gegeben, als er ihn zum Pfarrer brachte, aber er wollte es nicht sogleich eingestehen.

„Aber so denke doch an Anna“, murrte er noch. — „Die bekommt mich ja, das heißt, wenn sie mich noch will“, sprudelte Waldemar endlich lachend heraus, der durch den Wortwechsel mit seinem Pflegevater in die übermüthigste Laune gerathen war. „Und nun fort nach S. zurück, so schnell uns Pferdebeine und Eisenrosse schaffen können. Packen Sie ein, Papa, ich entführe Sie, hier hält mich länger keine Macht der Welt.“

Scheltend auf die unsinnige Jugend, die aus Uebermuth Königreiche fortwirft, im innersten Herzen aber sehr mit „seinem Sonnenbuben“ zufrieden, folgte der Forstmeister ihm in das Haus, und es dauerte nicht lange, so fuhrn beide im schnellsten Trab durch den sonnigen, glänzenden Wald, während die Sonnenstrahlen vor ihnen hertanzten und zu rufen schienen: „Glück auf! Glück auf!“

VI.

Bist du im frühen Morgenschein schon durch den Wald gegangen, wenn von allen Blättern des Himmels Thau dich anblitzt, die Vögel des Herrn Ruhm in jauchzenden Liedern verkünden, und hinter jedem Busche, jedem Strauche, dein Glück hervorzuschimmern scheint?

Hast du schon das Meer gesehen, wenn es mit dem Himmel an Farbe und Unendlichkeit wetteifert, die Morgensonne freudig sich darin spiegelt, während es in kleinen, weißen Wellen rauschend an das Ufer schlägt und frische Winde die Segel schwellen, die so hoffnungsvoll die blaue Bahn entlang gleiten, als käme dein Glück daher?

Hast du schon vom Berge hinabgeschaut in ein blühendes Thal zu deinen Füßen, darin Bäche rauschen, Räder gehen, dort ein Kirchlein aus den Bäumen, hier eine Mühle vom Flusse her schimmert und weit in blauer Ferne Gebirgszüge sich aufthürmen und dich anlocken, als läge dahinter das verheißene Paradies?

Hast du dein Herz schon klopfen gehört in süßer Erwartung, die Pulse schlagen gefühlt in entzückender Lust? War dir die Brust schon zu eng für deine Empfindung und die Welt nicht groß genug, um dein Glück zu fassen, wenn es nach Jahren voll Kummer und Leid über dich hereinbrach; segnend und strahlend wie die Sonne am Frühlingshimmel, unendlich wie das weite Meer und reich wie das blühende Thal?

Dann weist du auch, was Waldemar empfand, als er oben auf dem Berge saß, auf dem wir ihn vertieft in Erinnerungen fanden, und vor seinen freudetrunkenen Augen sich Meer und Himmel, Wald und Au, Berg und Thal im lichtesten Sonnen-

schein ausbreitete. Alles funkelte und blitzte um ihn her, und in ihm war auch Sonnenschein, heller, funkelnder, freudiger noch, als der da draußen!

Anna war fein! Bereit, an seiner Seite den Pfad des Lebens zu gehen, gleichgültig wohin er führe, ob zu Dunkelheit und Leid oder zu Licht und Glück, wenn nur vereint mit ihm!

Als Waldemar mit dem Forstmeister in S. angelangt war, suchte dieser Anna und deren Schwester auf, die beide den alten Mann sehr lieb gewonnen hatten, als er ihnen bei ihres Vaters Tode der treueste Rathgeber und Freund gewesen war. Unterdessen theilte Heinrich ihm alles mit, was er von Anna erfahren hatte. Was ging in ihm vor, als er hörte, daß Anna ganz unschuldig war, daß nur seine eigene Leidenschaftlichkeit ihm und ihr so viel Leid bereitet! Er hatte ihr ein Unrecht abzubitten, das er ihr schweigend Jahre lang zugefügt und nicht einmal der Gedanke, daß er selber dabei so unsäglich gelitten, milderte seine Selbstvorwürfe. Als nun der Forstmeister zurückkam und erzählte, er habe Anna nicht zu Hause getroffen, sie sei nach der Thalmühle gegangen — da hielt er sich nicht länger und eilte ihr nach.

Wie Anna erröthet und erbebt, als sie ihn gesehen, was für heiße Worte er ihr gesagt, als er ihr in siegender Ueberredung sein Herz und sein Leben als Sühne für so viel Leid und Weh dargebracht, was sie geantwortet — das hat nur die Sonne gesehen und gehört, die ihn so treu bis hierher begleitet und nun mit ihren schönsten Strahlen sie beide verklärend anblickte, die Eins sein wollten in Lust und Glück, in Noth und Tod! Die Menschen sahen nur, wie stolz er einherschritt mit ihr am Arme, die vor Glück und Berlegenheit erröthete, beide mit glänzenden Augen und seligem Lächeln.

Nach diesem Abend hatte Waldemar nicht schlafen können, Wonne und Erregung waren zu groß. Deshalb war er in die Berge gestiegen und hatte hier die Sonne erwartet, ein glückseliger Mensch! Als sie jetzt aus der Bluth emporstieg mit hellem Anlicht, als lange, feurige Strahlen über die Erde schossen und Alles, was in Nacht und Nebel war, urplötzlich hell ward, als die ganze Schönheit der Natur im rosigen Lichte erglänzte, da sang Waldemar mit den Vögeln durch die Morgenluft:

Mir ist, als müßt ich treten
Auf eines Berges Rund,
Um einsam dort zu belen
Aus tiefstem Herzensgrund,
Du hast, o Herr! gegeben
Mir Glück und Sonnenschein,
Mein Leben und mein Leben —
Sollt' ich nicht dankbar sein?

VII.

Die Oktobersonne schien zwar etwas blasser, aber doch noch recht hell über die gelben Stoppelfelder und den rothschimmernden Wald. Vom Meere wehten jetzt schon raue Winde; das Badeleben war vorübergerauscht, das geschäftige Leben und Treiben vorbei. Die Gäste, mit den Zugvögeln davon eilend, hatten S. verlassen, unter ihnen auch Frau v. L., die durch Heinrich's sorgfältige Kur neu erblüht erschien; auch trug Anna's Glück dazu bei, sie zu erheitern und sie frischer, freudiger in das Leben blicken zu lassen, obgleich ihr das Scheiden von S. recht schwer wurde.

Stiller Frieden, ungestörte Ruhe waren dem Getümmel der großen Welt nachgefolgt.

In Waldemars Hause sah es noch recht festlich aus: es hatte seine junge Herrin empfangen. In aller Stille war auf Gertruds Gut die Hochzeit des jungen Paares gefeiert worden, nur im Kreise der Verwandten, der Forstmeister und Heinrich natürlich mitgerechnet. Hochzeitsreifen waren damals noch nicht Sitte, nicht im Kaufsche des Reiseentzückens und der außergewöhnlichen Stimmung ward eine junge Ehe begonnen, — man baute eben sein Heim, zog voller Freude dort ein, begann sein neues Leben mit treuer Pflichterfüllung der allertäglichsten Vorkommenheiten, und die Liebe warf ihren goldenen, poetischen Schein über die Prosa des Alltagsdaseins!

Der Forstmeister und Heinrich hatten die jungen Eheleute nach Hause begleitet; ersterer schied mit dem Versprechen, zu Weihnachten wiederzukommen, und nahm das röhlichste Herz von der Welt über das Glück seines Lieblings mit nach Hause. Heinrich hatte seine Wohnung bei Waldemar aufgeben und nach dem nahegelegenen Städtchen ziehen wollen, da seine ausgebreitete Praxis sein Bleiben nöthig machte. Das hatten aber Anna und Waldemar nicht gelitten, nur so weit hatten sie eingewilligt, daß er in seinem Seitenflügel sich eine gesonderte Junggesellenwirthschaft einrichten konnte. Im Uebrigen wurde er auch Anna's treuester Freund.

Anna's Seele war von unendlichem Glück erfüllt; mit Entzücken hatte sie ihr Amt als Hausfrau übernommen und fand es „ganz reizend“, für ihren „Herrn und Gebieter“, zu sorgen und

zu schaffen. Ihr ganzer Frohsinn, ihr kindlicher Muthwille war erwacht, und mit losen Scherzen, lustigen Neckereien erheiterte sie ihren Waldemar, der sich doppelt glücklich fühlte, da er so selten das wohlthätige Walten einer weiblichen Hand empfunden und fast sein ganzes Leben nur unter Männern zugebracht hatte. Kam dann Heinrich des Abends, doch nur auf besondere Einladung, herüber, dann ward es erst recht heiter und gemüthlich, — es ward gelesen, musicirt und geplaudert, und die Zeit verfloß, man wußte nicht wie.

Trotz alledem fühlte sich der junge Arzt nichts weniger als behaglich; sah er Anna's und Waldemar's Glück, kam ihm sein eigenes Leben schaal und arm vor. Wer kümmerte sich um ihn, wenn er müde und matt von der Praxis nach Hause kam, wann empfing ihn solch' trauliches Gemach mit brennender Lampe, solch' freundliches Willkommen in seinen vier Wänden, wie Waldemar, wenn dieser von der Jagd heimkehrte? Und wenn er recht ingrimmig ward, dann brummte er vor sich hin, „daß die Liebe, dies ansteckende Fieber, doch keine so üble Krankheit sei, freilich müsse man das rechte Mittel dagegen gebrauchen.“

An einem Sonntage — es war darüber der November herangekommen — saß Heinrich wieder im Gartensaal am Fenster und blickte über die schneeige Landschaft hinaus. Durch seine Seele zogen die Erlebnisse dieses Sommers, die ihn so wunderbar berührt und sein Herz aus seinem Winterschlaf erweckt hatten. Mechanisch blickte er über die gewohnten Räume, als frage er sich: „was ist denn mit dir? Bist du noch derselbe? Was weht dich so fremd, so verlodend an?“ Während seine Blicke den Saal überflogen, blieben sie unwillkürlich auf Gertrud's Bild haften, das ihm gegenüber über Anna's Schreibtisch hing und mit träumenden Augen den Beschauer anblickte. Seine Gedanken nahmen eine bestimmte Richtung an. „Wie schön würden die Augen erst sein“, flüsterte eine leise Stimme in ihm, „wenn sie froh in das Leben blicken könnten; wie herrlich die feinen Züge, wenn das Glück sie durchstrahlte! Der Schleier der Schwermuth, der über ihnen ruht, bewegt mich tief. Die arme Frau! Wer ihr Ersatz bieten könnte für ihre verlorne Jugend! Man sagt ja, der Nachsommer des Lebens sei schöner und beständiger, als der junge Frühling, die glühende Sommerzeit.“

Auch du hast keinen Frühling, keinen Sommer gehabt, die Noth des täglichen Lebens, die Sorge für deine Mutter und Brüder ließ dein Leben nicht zum Blühen kommen; die Brüder sind in gesicherten Lebensstellungen, dein Mütterlein, die gute, alte Frau, schon todt, ach! wem ein Nachsommer beschieden wäre!“

Während er schwieg und sann, freisten einige Sonnenstrahlen die Blumen, die auf zierlichen Tischen umherstanden, tanzten über die Statuen in den Nischen und blickten neugierig in eine schöne Epheulaube, die den Erker umrahmte, in welchem Waldemar und Anna in heiterem Geplauder saßen.

Ihr fröhliches Lachen weckte ihn aus seinen Träumereien, halb ärgerlich nachseufzend, schüttelte er sie ab, wandte sich nach den Weiden herum und rief in komischem Borne: „Nun ja! Sie können da lachen und lachen und die Welt vergessen, aber an die leidende Menschheit zu denken, fällt keinem ein.“

„Die Kranken sind ja alle fort, wo steckt denn die leidende Menschheit?“ fragte Waldemar.

„Ein unwürdiges Exemplar derselben zum Beispiel hier! Muß man nicht leiden, wenn man sich langweilt? Ist es etwa nicht langweilig, immer fünftes Rad am Wagen zu sein? Ist es nicht Sünde, große Sünde, seinen Nebenmenschen auf böse Gedanken zu bringen?“ „Und worin bestehen die?“ war Anna's Frage, welche neugierig war, wie die Antwort ausfallen würde.

„Daß Sie doch kein so vollendeter Engel sind, wie Freund Waldemar behauptet. Pardonnez-moi, Madame, falls mein Ausspruch Sie beleidigen sollte. Da sitzen Sie nun in Herrlichkeit und Freuden und denken nicht an Ihre Schwester, die nun so allein und leidend ist und sich gewiß sehr nach Ihnen bangt.“ „Si“, rief Waldemar lachend, „fahre doch hin und tröste sie über Anna's Desertion in den Hafen der Ehe.“ „Daß du die Thorheiten nicht lassen kannst“, erwiderte Heinrich; „wer kann ihr denn die Schwester ersetzen? Ich dachte nur so an die arme Frau aus ärztlichem Interesse, die nun allein und ohne Doktor auf dem Lande sitzt und deren Gesundheit doch einer steten Beaufsichtigung bedarf.“

„Glauben Sie wirklich, daß das so nothwendig ist?“ fragte Anna mit geheucheltem Ernst.

„Höchst nothwendig!“ fuhr Heinrich hastig heraus, „höchst nothwendig, sonst kann man für die Folgen nicht einstehen. Ihr Nervensystem ist durch Kummer und Aufregungen, die in zu früher Jugend auf sie einströmten, zerrüttet; das Alles hat seinen Schatten auf ihr Gemüth geworfen. Nur durch liebevolle Theilnahme, sorgfältige Aufmerksamkeit, zärtliche Schonung kann es gelingen, sie

wieder herzustellen und ihr die Freude am Leben wieder zu geben. Sie muß wieder den Muth finden, glücklich sein zu wollen — und in der Einsamkeit fängt man Grillen und verliert den Muth!“

„Dann müßte sie doch eigentlich zu uns kommen und längere Zeit bei uns bleiben“, meinte Anna mit einem schelmischen Seitenblicke auf Waldemar, den dieser lustig zurückgab.

„Ja! das wäre das Beste“, rief Heinrich hastig, „das müßte sie. Langeweile wirkt gewöhnlich höchst beruhigend auf überreizte Nerven, und hier ist es jetzt ja gründlich öde und langweilig.“

„Danke unterthänigst“, knigte Anna lustig vor ihm, „es kommt alles auf den Standpunkt an, von dem man es ansieht. Mein Mann da und ich, glaube ich, haben wohl noch nie das Leben so schön gefunden wie jetzt; nicht wahr, Waldemar? — Ist aber Langeweile zu einer Kur nothwendig, dann mag Gertrud nur zu Hause bleiben; dies medicinische Kraut wächst am üppigsten jetzt auf ihrem Gute, da kann sie es recht gründlich genießen.“

„Ich sagte nur für gewöhnlich“, erwiderte Heinrich etwas verblüfft und nicht recht sicher, ob Anna nicht einen Hintergedanken hege, denn ihre Augen blickten ihn gar zu schelmisch an, „bei Frau von L. ist es aber ein außergewöhnlicher Fall.“

„Wenn du wirklich glaubst, daß Gertrud unter deiner Aufsicht genesen kann“, bemerkte Waldemar, „so muß sie jedenfalls herkommen. Doch möchte ich nicht gerne gerade jetzt von meinem schönen Heim fort; allein kann sie doch auch nicht reisen, wie wäre es, Heinrich, wenn du mir den Gefallen thätest, sie herzuholen?“

Heinrich's Augen leuchteten hell auf. „Du hast ganz über mich zu bestimmen, je eher die Kur beginnt, desto eher die Heilung. Gefährliche Patienten habe ich gerade nicht, kann also gerade abkommen, und siehe dir jeden Augenblick zu Diensten.“

„Dann muß sie aber Weihnachten hier bleiben“, sagte Anna; „der Forstmeister kommt; der ist ein so liebenswürdiger, alter Herr, daß er noch dem jüngsten Mädchen gefährlich werden könnte. Den Hof macht er ihr ohnehin schon gründlich, wer weiß, was sich da entspinnen könnte — glücklich würde er sie schon machen!“

Waldemar lachte, und Heinrich riß die Augen weit auf, Anna mit den Zeichen des höchsten, ärgerlichen Erstaunens betrachtend, während er ausrief: „Sie, Sie! Frau Anna Sonnenberg — Sie habe ich ja noch gar nicht als Ehegattin gekannt. Und noch einen zweiten alten Mann sollte Ihre Schwester wählen?“

„Warum nicht? wenn sie glücklich wird?“ trostete Anna.

„Nein, das ist unmöglich“ — erwiderte Heinrich im höchsten Eifer, während Anna und Waldemar sich vor Lachen kaum fassen konnten, und er endlich einsah, die lose Frau scherze nur. So wurde festgesetzt, daß Heinrich den folgenden Tag zur Reise zu Frau von B. benutzte und sie in nicht zu anstrengenden Tagereisen zu ihnen bringen sollte.

„Müssen Sie denn nicht durch B. fahren?“ fragte Anna endlich, und als Heinrich bejahte, fuhr sie noch einmal etwas boshaft fort: „nun, da könnten Sie uns ja auch Better Roland mitbringen, „Platz ist ja noch im Wagen.“

Better Roland, ein naher Verwandter der Familie, hatte sich unter den jüngern Herren, die das Bad besuchten, noch am vortheilhaftesten ausgezeichnet. Jung, frisch, von hellem Verstande und wohlhabend, hatte er, wie es schien, das Bad besucht, um sich unter den Töchtern des Landes umzusehen. Die hübsche, blasse Cousine hatte ihm augenscheinlich sehr gefallen, und er sich mit ganz besonderer Aufmerksamkeit um ihre Gunst bemüht.

„Den und mitbringen! Was soll der arrogante Mensch hier?“ zürnte Heinrich, „das wäre das beste Mittel, mich zu verjagen. So leicht ärgere ich mich nicht, sehe ich aber, wie solch ein Mensch mit süßlichen Mienen den Hof macht und wie seinen Tadeln zugehört wird, dann läßt mir die Galle über.“ Damit sprang er auf und lief ärgerlich hinaus.

„Was hat er nur? Woher der Borne über den unschädlichen Roland?“ fragte Waldemar, Anna erstaunt ansehend.

Anna aber tanzte jubelnd im Saale herum und sang:

„Die Liebe, ach, die Liebe
Hat ihn so weit gebracht.“

Als ihre schlankte Gestalt so leicht und gräßlich durch den Saal schwebte, während ein glückliches, schelmisches Lächeln ihr Antlitz belebte und durch die grünen Epheublätter der helle Sonnenschein über sie hinstreifte, da war es Waldemar zu Muthe, als sei sie selbst ein lichter Sonnenstrahl, den seine treue Freundin, die Sonne, ihm gesandt, um auf der Flut seines Lebens zu funkeln und die Wellen seines Herzens zu vergolden.

Die Kunst im Hause.

I.

Einleitung. Zimmer-Einrichtungen auf Ausstellungen. Stileinheit. Harmonie. Fußboden. Wand. Plafond.

Wenn die Kunst wieder Gemeingut Aller, Sache des Bedürfnisses für Jedermann werden soll, worin Alle, die es mit ihr gut meinen, übereinstimmen, dann muß sie zunächst wieder den ihr gebührenden Platz in unserer Wohnung einnehmen. Nicht daß wir unsere vier Wände mit sogenannten Kunstwerken: Nietenblättern der Kunstvereine oder ähnlichen Herrlichkeiten schmücken, sondern wir müssen in erster Linie dahin streben, unsere Wohnung so einzurichten, daß sie ganz und gar mit unsern Bedürfnissen und Gewohnheiten harmonirt. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß gerade auf die Einrichtung der Wohnung von den wenigsten Menschen, selbst von solchen, die geistige Genüsse sonst wohl zu würdigen verstehen, irgend welche Sorgfalt verwendet wird. Die meisten überliefern sich auf Gnade oder Ungnade den Händen von Handwerkern oder Dekorateurs, die meist selbst keine Spur von Geschmack haben. Und doch ist die Wohnung bei den meisten Sterblichen die einzige kleine Welt, in der er unumschränkter Herr und Gebieter ist, wo er ganz nach seinem Sinn schalten und walten kann! Sie ist gleichsam ein weiteres Kleid, welches er zu seinem Geiße und Wesen ebenso passend machen kann, wie das Kleid zu seinem Körper.

Wenn im Folgenden versucht werden soll, einige allgemein gültige Gesichtspunkte für die stilvolle Einrichtung einer Wohnung aufzustellen, so ist dabei natürlich durchaus an die gut bürgerliche Wohnung des sogenannten Mittelstandes gedacht. Es ist wesentlich der Gesichtspunkt festgehalten, daß sich für dasselbe Geld, für welches heute die meist fillose Waare aus den Vorräthen der Magazine erworben wird, auch gute stilvolle Arbeiten sei es durch einigermaßen intelligenten Handwerker herstellen, oder in besseren Läden kaufen läßt. Es sollen durchaus die Zimmer-Einrichtungen außer Betracht bleiben, welche uns die verschiedenen Industrie-Ausstellungen, vor allem die Berliner von 1879, vor Augen führten: die meisten dieser Einrichtungen waren — ganz abgesehen von den für weit aus die Mehrzahl selbst der Wohlthutirten unerschwinglichen Preisen — zum praktischen Gebrauch untauglich. Gewiß entbehrten viele derselben gewisser künstlerischer Vorzüge nicht, viele waren von hohem Reiz; aber wenn man sich auf einen Stuhl setzte, so brach er entweder zusammen oder man stieß sich an irgend einer Verzierung die Kniee scheiben oder Ellenbogen wund. Die Schreibtische und Büffets waren meist große architektonische Aufbaue oder Altarschreine; die Schlafzimmer-Einrichtungen wahre Staubfänger — jedenfalls hatte eine Hausfrau sich zur Reinhaltung jedes einzelnen Zimmers ein eigenes Stubenmädchen zu halten. Kurz — diese Ausstellungszimmer sind eben Schaustücke, ad hoc gearbeitet, im Uebrigen „hat es weiter keinen Zweck“. Damit ist aber weder dem Gewerbe geholfen, noch dem Publikum gedient.

In einen anderen Fehler waren die meisten Verfertiger dieser Paradestücke verfallen, indem sie versuchten, die Einrichtung streng im Stil einer bestimmten Zeit durchzuführen. Ueber den Werth dieser Bestrebungen ist vor Kurzem an dieser Stelle gehandelt und dürfte hier nur noch ein Punkt hinzugefügt werden. Eine Einrichtung im Stil einer Zeit hat es, mit Ausnahme einiger großartiger Schloß-Einrichtungen, nie mals gegeben, selbst in den Zeiten nicht, als die Kunst einen vollkommen dominirenden Stil hatte! Die Forderung der Stileinheit ist eben weiter nichts als ein Kind unserer fillosen, nach einem Stil suchenden Zeit. Unsere Altvordere pflegten ihren Hausrath, der durchweg solider, aber auch widerstandsfähiger gegen den Zahn der Zeit war, von Geschlecht zu Geschlecht fortzuerben. An diesen Truhen und Schränken haftete ein gutes Stück Familiengeschichte und sicherlich ist es keinem vernünftigen Menschen eingefallen, sein altes gothisches Hausgeräth zum Fenster hinauszuwerfen und mit neuem zu vertauschen, als im 16. Jahrhundert die Renaissance aus Italien nach Deutschland kam. Sie behielten im Gegentheil alles so lange, bis wachsendes Bedürfnis oder die Alles zerstörende Zeit sie zu einer Aenderung zwang und setzten ohne Gewissensbisse den Renaissance-Schrank neben die gothische Truhe. Daß solche Zusammenstellung von Möbeln, Geräthen u. verschiedener Zeitalter und Kunstepochen durchaus nicht den Eindruck des Unharmonischen oder Zusammenwürfelten machen, das zeigen uns die Maler-Ateliers, Wohnungen der Sammler und Kunstfreunde, welche die Aufstellung mit bewußter Absicht und wirklichem Geschmack

zu arrangiren wissen. Wir fühlen es meist gar nicht, daß hier Gegenstände, deren Entstehungszeit Jahrhunderte auseinander, deren Entstehungsort tausende von Meilen von einander entfernt liegen, neben einander stehen. Und wodurch wird dieser Effekt hervorgebracht? Einfach durch den hier waltenden künstlerischen Sinn, durch die Harmonie und diese Harmonie ist das Ziel der modernen Wohnung.

Die künstlerische Harmonie beruht auf zwei Momenten: auf der Farbe und auf der Form; sie verlangt die Zusammenstimmung und den Einklang dieser beiden.

Es ist nicht zu verkennen, daß der Durchführung einer solchen stilvollen harmonisch wirkenden Einrichtung sich bei den Verhältnissen der modernen Städte oft sehr bedeutende Schwierigkeiten entgegenstellen. Die meisten Menschen sind nicht so glücklich, ein eigenes Haus zu besitzen, müssen aber in Miethshäusern ihr Heim aufschlagen. Ueber die Einrichtung dieser oft kasernenartigen Gebäude braucht hier, da sie leider nur allzubekannt sind, nicht weiter gehandelt zu werden: genug, man findet hier oft Alles, wie man es nicht will. Und da giebt es nun — das ist nicht zu ändern — nur ein Mittel, wenn es dem bösen Hauswirth nicht gefällt zu helfen, nämlich: Selbsthilfe. Es kann und wird in den meisten Fällen Jemand, der eine stilvolle behagliche Wohnung haben will, nicht darauf ankommen, ein Zimmer neu tapezieren oder streichen zu lassen. Denn die Farbe ist zur Erreichung einer harmonischen Wirkung oft weitaus wichtiger, als die Form. Sie giebt der Wohnung die allgemeine Stimmung, sie bringt Ungleichheiten der Form zusammen, um mit den Malern zu reden; sie macht das Zimmer je nach Wunsch ernst oder heiter, kalt oder gemüthlich, hoch und weit oder niedrig und eng! Daher ist die Wahl der Farbe der entscheidende Schritt bei der Einrichtung einer Wohnung, es zieht alle anderen nach sich.

Wir dürfen zunächst bei der Herrichtung des eigentlichen Wohnraumes, also der Wände, der Decke und des Fußbodens nie vergessen, daß wir einen geschlossenen Raum zu dekoriren haben. Es ist aber eine Stilllosigkeit, wenn wir den Eindruck hervorrufen, als befänden wir uns in einem Garten. Dieser Amfug, die Wände mit Rosenheiden und Tapeten, welche womöglich Perspektiven in Gärten darstellen, zu bekleben und die Decke derart zu bemalen, daß sie den Eindruck des freien Himmels mit Vögeln in der Luft macht, hat leider noch nicht aufgehört und gerade in den anspruchsvollsten Wohnungen trifft man dergleichen. Auf dergleichen Geschmacklosigkeit wird auch Niemand kommen, der sich stets vor Augen hält, daß der Schmuck des Raumes wegen da ist, sich ihm unterordnen muß, daß es sich aber nicht umgekehrt verhält.

Danach wird es zunächst darauf ankommen, Fußboden, Wand und Decke harmonisch abzustimmen. Die letztere pflegt, abgesehen von einigen ganz thörichten Pinselseien, die aber immer seltener werden, im Allgemeinen auch in Miethshäusern erträglich zu sein. Der alte Satz, daß die Farbentöne von unten nach oben heller werden müssen, ist allmählich überall zur Geltung gelangt. Außerdem läßt sich eine helle Decke, da sie nicht lastet, also keine Funktion hat, mit jeder bürgerlichen Einrichtung bequem vereinen.

Schwieriger gestalten sich die Verhältnisse schon beim Fußboden; daß er nicht hell sein darf, lehrt schon der oben angeführte Satz. Die modernen hellen Parquetböden wären oft gar nicht zu ertragen, wenn sie nicht zum Theil durch Teppiche verdeckt würden. Von hellen Böden heben sich alle darauf stehenden Gegenstände zu grell ab, so daß man gleich beim Eintritt unangenehm berührt wird. Es sind daher die dunklen Parquetböden von braunem Ton entschieden vorzuziehen. Ueber die Teppiche, in welchen mit am meisten gesündigt wird, soll das nächste Mal ausführlicher gehandelt werden.

Die Wand bedarf, da sie als Hintergrund der genannten Einrichtung dient, ganz besonderer Sorgfalt, ihre Dekoration ist von wesentlichem Einfluß auf die Gesamtwirkung. Sie darf als Hintergrund sich nicht vordrängen und muß doch eine gewisse Musterung zeigen, welche mitspricht. Letztere wird am ehesten passend erreicht, wenn das Muster in einem dunkleren oder helleren Ton der Hauptfarbe gehalten ist. Die Wahl der letzteren selbst muß lediglich von natürlichem Gefühl wesentlich mitsprechen. Dabei ist wohl zu beachten, daß nie eine Farbe für sich allein zur Wirkung kommt, sondern daß eine die andere bedingt, daß alle Gegenstände: Möbel und Wände, Teppich, Plafond und Fußboden in Wechselwirkung stehen. Nur die gelungene Verbindung aller ergiebt die Harmonie, welche wir als Ziel stilvoller Einrichtung forderten.